



Unsere Romanhelden

## Annabel

Umzingelt von Meer, Wald und Schnee, wird 1968 im unwegsamen Osten Kanadas ein Kind geboren, anatomisch sowohl Mädchen wie Junge. Der Vater, ein Fallsteller und Jäger, der sich mit Eulen unterhält und auf einsamen Wegen durch die Wildnis Blaise Pascal liest, trifft nach strenger Gewissensprüfung die Entscheidung, zu der sich die Mutter nicht durchringen kann, die um der kleinen Familie willen das Leben in einer größeren Stadt und ihre Träume aufzugeben hat: Das Baby ist ein Junge, es heißt Wayne. Dies beschließt der Vater nicht aus Engstirnigkeit oder Kältherzigkeit – in dieser Geschichte gibt es sehr wenige Figuren, die der Erzählung verurteilt –, sondern aus Pflichtgefühl: Ein Kind, von dem andere wissen, in welchen Ordner es gehört, hat es leichter, und Jungen stehen mehr Türen offen.

Die beste Freundin der Mutter hat am Tag von Waynes Geburt durch einen Unfall Mann und Tochter verloren. In Trauer – und aus dunklem Instinkt für die Sehnsuchtsmagnetfelder, die Menschen umgeben – nennt sie den kleinen Wayne manchmal nach dem Mädchen, das ertrunken ist, „Annabel“. Damit schenkt sie ihm – und, wichtiger: ihr – einen Namen für etwas, das als Schatten, Wunsch und Möglichkeit nicht sterben will und nach rund 450 Seiten schließlich die schönen Augen öffnet, zu sich kommt und lernt, sich in einer Welt zu behaupten, in der Leute wie Wayne, der Annabel ist, und Annabel, die Wayne ist, nicht vorgesehen sind.

Die Freiheit, mehr zu sein, als man sein soll, muss in diesem Buch errungen werden etwa gegen Ärzte, die mit chirurgischen Mitteln eine „glaubwürdige männliche Physiologie“ herstellen wollen, gegen Medikamente, gegen elterliche Fürsorge und den ängstlichen Hass von Leuten, die mit ihrer eigenen Sexualität nicht zurechtkommen. Wayne wagt lange nur kleinste Schritte in gefährdeter Balance über dem Abgrund, unterwegs zu einer Liebe, die Annabel in ihm sucht und findet. Denn bevor er nicht sie sein kann, bevor sie nicht aus ihm sprechen darf, bleibt Glück etwas, das ihn und sie nicht nur anzieht, sondern ihnen auch droht – als ein Versprechen, an dessen unmöglicher Verwirklichung man jederzeit zerbrechen könnte, weil es ebenso unmöglich ist, einfach nicht mehr daran zu denken.

Man hat Kathleen Winters bislang nicht ins Deutsche übersetzten Roman „Annabel“ aus dem Jahr 2010 in Kanada in die Endauswahl der drei wichtigsten nationalen Literaturpreise eingeladen – und sich dann doch nicht getraut. Das kann nur am Thema liegen. Denn die Sprache dieses Meisterwerks ist makellos – nicht aufgesetzt schlicht wie eine abstrakte Krippenfigur aus geometrischen Formen, sondern klar und schwebend wie Sternennacht. „Well she cried, but she said she was happy.“ DIETMAR DATH

## Der Satz der Woche

Im Wahlkampf muss man mit dem Wortschatz eines Kindergartens und mit der Grammatik eines Computers auskommen.

Hans Magnus Enzensberger

## Hörbücher



Herta Müller nimmt im Konzerthaus von Stockholm den Literaturnobelpreis entgegen.

Foto dpa

## Rauchhilfe von den Prinzessinnen

Vergiss das Taschentuch nicht: In ihrer Nobelpreisvorlesung sprach Herta Müller von der Hörbarkeit des Sichtbaren. Jetzt ist die Ansprache zusammen mit anderen Reden und Essays der Schriftstellerin auf CD nachzuhören.

Als Herta Müller 2009 nach einer Reihe von fragwürdigen Entscheidungen der Nobelpreis für Literatur zugesprochen wurde, war bei aller Freude darüber manch einer gespannt, wie sich die Autorin den Ritualen der Verleihung stellen würde, denen sich zuvor Elfriede Jelinek entzogen hatte. Aber Herta Müller absolvierte die Etikette graziös, nur beim protokollgerechten Vorbeigehen am König zwecks Rauchpause während des Banketts benötigte sie etwas Nachhilfe der Prinzessinnen. Scheinbar entspannt trug sie die schönste, die bewegendste Nobelpreisvorlesung vor, die in Stockholm je gehalten wurde.

Darin dreht sich alles um einen scheinbar banalen Gegenstand, aber gerade das zeigt eindringlich, worum es Herta Müller geht. „Aber um uns der eigenen Existenz zu versichern, brauchen wir die Gegenstände, die Gesten und die Wörter.“ Literatur kann am Unheilsgehehen der Welt nichts ändern, aber sie kann „durch Sprache eine Wahrheit erfinden, die zeigt, was in und um uns herum passiert, wenn die Werte entgleisen“. Auch das kunstvolle Verfahren, mit dem Herta Müller den Gegenständen und den Wörtern mit ihrem Klang solche Wahrheit abgewinnt, zeigt sich verdichtet in der Originalaufnahme der Nobelpreisrede, die ihr neuestes Hörbuch eröffnet. Die Frage ihrer Mutter „Hast du ein Taschentuch?“ wird zum Motiv einer Hinwendung zur Sichtbarkeit der Dinge, die dem Bild des Gegenstands wie magisch das Gedächtnis

des Leidens einschreibt. Und wie unwillkürlich erscheint das Taschentuch schließlich als universelles Symbol der Würde in der Beschädigung, die Macht dem Menschen zufügt.

Noch einmal reflektiert Herta Müller die Entstehung ihres Schreibens aus der Isolierung im banatschwäbischen Dorf wie in der rumänischen Diktatur. Schreiben und Lesen als „Diskurs des Alleinseins“ ermöglichten ihr damals ein Gespräch, das sonst keinen Ort gehabt hätte. Mündlichkeit und Sichtbarkeit spielen aber bereits bei der Komposition ihrer Texte eine entscheidende Rolle. „Man muß es laut lesen können, ohne mit der Zunge zu stolpern. Und ich muß das Bild der Sätze im Kopf gesehen haben, um sie auf ihre Plausibilität zu prüfen. Das ist mit den Collagen genauso wie in der Prosa. Wenn es sich gut anhört und gut anschauen läßt, dann kann es so bleiben.“ Das gilt auch für ihre poetologischen Texte, die ohnehin zumeist als Reden konzipiert sind. Das Hörbuch enthält die titelgebende Dankesrede zur Verleihung des

mit ihrer Securitate-Akte auseinandergesetzt. Eine solche Akte kann nicht einfach gelesen werden wie gewöhnliche historische Dokumente, sie erfordert eine besondere Lesetechnik. Anders als bei den Stasi-Akten in Deutschland vergingen in Rumänien zehn Jahre bis zur widerwilligen Einrichtung der Behörde zum Studium der Akten. Daher war genug Zeit, alles zu beseitigen, wodurch die hauptamtlichen Mitarbeiter des Geheimdienstes sich selbst hätten belasten können.

So wurde auch Herta Müllers „Akte Christina“ regelrecht „entkernt“. In der Akte steht zwar noch zu lesen, weshalb sie angelegt wurde: „Tendenziöse Verzerrungen der Realitäten im Land“, was aber fehlt, sind die bizarren Vorfälle und die Zeugnisse der konkreten Dinglichkeit des Wirkens der Securitate, die Gegenstände, Gesten und Wörter der Bedrängnis. Kein Wort von den Besuchen des Geheimdienstes, keines von den Verhören, Drohungen und den surreal erscheinenden Inszenierungen der Staatsmacht. Die Verleumdung, Herta Müller sei selbst eine „skrupellose Agentin“, wurde dagegen nicht entfernt. Die Akte ist eine gespenstische Attrappe, und doch macht sie der Autorin bis heute das Leben schwer.

Herzrührend, weil sehr bewegt und doch zugleich sachlich vorgetragen, das bisher unveröffentlichte Gegenstück „Und immer geschwiegen“, eine postume Zwiesprache mit ihrem 2006 verstorbenen Freund, dem großen Dichter Oskar Pastior, der sogar ihr verschwiegen hatte, dass er als „Stein Otto“ beim rumänischen Geheimdienst als Mitarbeiter geführt wurde. „Oskar, Oskar, wie hast Du das gemacht?“

Auch das ermöglicht Literatur als Gespräch: sich vorzustellen, wie es für „den skrupulösesten Menschen, den ich kenne“, gewesen sein muss, schuldlos und wehrlos schuldig geworden zu sein. So spürt Herta Müller „dem traurigen Geschmack“ nach, der bei Pastior auch im Amusement nie fehlte. Hier wird noch einmal sinnlich fassbar, wie sie Literatur immer als ein Sprechen mit dem Einzelnen begreift. FRIEDMAR APEL



Herta Müller liest: Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel. Ausgewählte Reden und Aufsätze.

Hörbuch Hamburg, Hamburg 2013. 4 CDs, 220 Min., 19,90 €.

Berliner Literaturpreises 2005, die Klagenfurter Rede von 2004, „Die Anwendung der dünnen Straßen“, und die Zürcher Poetikvorlesung von 2007, „Gelber Mais und keine Zeit“.

Der Umgang mit Wörtern wie mit Gegenständen erscheint bei Herta Müller als Form der Selbstbehauptung, gerade weil sie es in der Diktatur auf höchst unangenehme Weise mit beidem zu tun hatte. Dem wird zum Motiv einer Hinwendung zur Sichtbarkeit der Dinge, die dem Bild des Gegenstands wie magisch das Gedächtnis

## Auf zum Strand

Analytisch, empfindsam: Virginia Woolf als Hörspiel

Wie viel weiß diese Autorin von Sonnenuntergängen, Schneelandschaften, Teerundengeplauder, dem Leben auf Londoner Straßen oder den Studierstuben jüngerer Herren. Und wie wenig weiß sie, oder gibt sie vor zu wissen, von ihren Charakteren. Da liefert sie Beobachtungen und Andeutungen in bunter und oft zusammenhangloser Folge, begnügt sich mit Aufgeschnaptem. Mal verharrt sie hier, mal dort, pickt dies auf oder jenes: einen Satz (oft nur einen halben), einen Blick, eine Geste, eine Stimmung. Und oft genug tritt sie den Rückzug an, als überkomme sie das Gefühl, genug hingeschaut oder ausgeplaudert zu haben, gibt sich Gedanken hin über die Unmöglichkeit, Wahres und Eindeutiges sagen zu können (ihren berühmten Satz: „wie wenig wissen wir vom Charakter“, schrieb Virginia Woolf, als sie an diesem Roman saß), und ergeht sich stattdessen in einer Reihe diverser Details, die sie um ihr eigentliches Sujet rankt. Dann wieder entzündet sich am Geschehen wie zum Ausgleich das Feuerwerk eines brillanten Geistes, der alles zugleich ist: romantisch, analytisch, spöttisch-ironisch und bei aller Distanz sehr empfindsam.

So ist es am Leser zu rätseln: Ist dies Diskretion oder Raffinesse, Kokeretterie oder Kalkül? Natürlich gilt dem Helden dieses Werkes ihr ganzes Augenmerk. Vom Kleinkind bis zum Mittzwanziger, der wie Thomas Manns Hans Castorp in den Eruptionen des Ersten Weltkriegs verschwindet, baut sich die Geschichte eines hoffnungsvollen und zugleich rätselhaften jungen Mannes auf. Jacob Flanders ist einer, der für die Antike schwärmt, selten über die Stränge schlägt, kleine Affären hat und vor der großen zurückweicht. Eine unscheinbare, doch nichts weniger als uninteressante Existenz, ein Mann ohne Eigenschaften, der einem seltsam ans Herz wächst. Zu hören ist weniger von ihm als über ihn (er sei so „speziell“ und habe „so was an sich“, so die von seinem Auftreten regelmäßig hingerissene Damenwelt). Dafür „passiert“ viel um ihn herum: zunächst im englischen Scarborough, wo sich eine Welt der Strandausflüge und nachbarlicher Tratscheerien entfaltet; später im miefig akademischen Cambridge, wo der Student seinen hochfahrenden Geist gegen die Langeweile von Hörsälen und Mittagstischen zu behaupten sucht; dann in London, wo er „in Gesellschaft“ gerät und doch weitgehend stumm bleibt; schließlich in Griechenland, wohin es den jungen Schwärmer zieht, um dort die wahre „Kultur“ finden und die ausgedörrte Zivilisation seines Heimatlandes vergessen zu können.

Eine Art Lebenslauf also, der im Alter von sechsundzwanzig mit dem Tod des Helden auf dem Schlachtfeld abbricht. Doch fast wundersam entspringen den Suchbewegungen, die der Roman vollführt, scharf gezeichnete Nebenfiguren, die ihn zum Gesellschafts-panorama weiten: Jacobs verwitwete Mutter, das Upper-Class-Mädchen Clara, das Jacob liebt, doch vor lauter Skrupel den Augenblick versäumt, ihm dies zu offenbaren; Jacobs kurzzeitige Geliebte, ein flatterhaftes Wesen, dem trotz allem die Sympathie der Erzählerin gilt. Alles in wenigen Strichen, meist in der Schwebe gehalten und aus der Sicht anderer Personen vermittelt.

Lebens- und Weltkenntnis wechseln sich ab. Und dazwischen, ohne sich zum Lehrmeister aufspielen zu wollen, Bekenntnisse wie dieses: „Es führt zu nichts, die Leute ganz einschätzen zu

wollen. Man muss aus Andeutungen lesen und nicht aus dem, was gesagt oder getan wird.“ Sicher ließe sich streiten über die Unerschrockenheit, mit der Übersetzung und Bearbeitung von Gaby Hartel Virginia Woolfs Vorlage ins Hörspiel verwandelt und so der herkömmlichen Fassung von Klaus Reichert (Herausgeber) und Heidi Zerning (Übersetzung) Paroli bieten. Was wir hier vernehmen, sind Sätze, die von jeglicher Schlacke befreit sind und entschlossen auf ihr Ziel lossteuern.

Oft genug auch Kurzformen, die längere Perioden zerteilen. Überzeugt von der Modernität des Werkes, greift Hartel auch zu Wendungen, die nicht ohne Risiko sind. Da wird aus einem „scharlachroten Wagen“ ein „knallroter Lieferwagen“, aus dem Satz „Ich beabsichtige, meine finanzielle Unabhängigkeit zu wahren“ wird: „Ich will aber unabhängig sein“, und statt „seine Schwester ist ein sehr hübsches Mädchen“ stimmt einer von Jacobs Kommilitonen den in seiner studentischen Burschikosität sicher treffenderen Ausruf an: „seine Schwester sieht super aus“. Wenn wir schließlich hören: „Ist es abwegig, zu glauben, dass die Luft über der King's College Chapel leichter ist als anders-



Virginia Woolf: „Jacobs Zimmer“ Hörspiel.

Bearbeitung Gaby Hartel, Regie Katja Langenbach.

Mit Friedhelm Ptok, Britta Hammelstein u. a. Der Hörverlag, München 2013. 4 CDs, 210 Min., 19,99 €.

wo? Feiner und flirrender?“, dann besitzt das Klang und ist klarer und einprägsamer, als wenn wir lesen: „Ist es Phantasterei, den in den Ritzen der King's College Chapel gespülten Himmel für heller, dünner, flirrender zu halten als den Himmel anderswo?“

Kein Zweifel: Diese aufs gesprochene Wort zielende Version ist zum Hören gedacht. Das nutzt die Regie von Katja Langenbach, indem sie auf alles „Spielen“ verzichtet und einen akustischen Raum baut, in dem verschiedene Stimmen ein imaginäres Geschehen umkreisen, das nur hin und wieder in kleinen Dialogpassagen Gestalt erhält. So erhält der Roman ein trotz vierstündiger Dauer eigensinniges Leben. Man staunt über die Präzision der Feststellungen und Bilder und darüber, wie Geräusche und die Komposition von Jakob Diehl zu Mitspielern werden, Stimmungen erzeugen, oft auch Kontrapunkte setzen. Man registriert eine kluge Aufteilung der Erzählebenen: hier das Imperfektische des Geschehensablaufs, da die Überlegungen und Reflexionen.

Man freut sich über Stimmen, die in aller Knappheit Gesicht bekommen, vor allem aber über den wunderbaren Friedhelm Ptok, der den Tonfall der mehrstimmigen Erzählerpartie vorgibt: ein bedachtsamer Ironiker, der den Worten Räume öffnet und dem Geschehen Musikalität gibt. Was wir hier erleben, ist die Neuentdeckung eines als schwierig beleumdeten Werkes.

Wie bissig Virginia Woolf in ihren Andeutungen sein kann, wie englisch im Understatement ihres Witzes und wie einfühlsam bei aller Strenge ihres diagnostischen Forscherblicks! Und bei alledem gelang eine Umsetzung, die nicht am Text klebt, sondern ihn in großer Souveränität zum Ereignis macht. CHRISTIAN DEUTSCHMANN

## Neue Sachbücher

## Der Schwächere bricht die Regeln, deren Beachtung dem Stärkeren den Sieg verwehrt

Praktiken des Terrors bringen reguläre Armeen an den Rand der Niederlage oder zum Gegenterror: Beatrice Heuser analysiert die Muster asymmetrischer Kriege

Solange es Menschen gibt, führen sie Krieg gegeneinander. So war es, und so wird es auch in Zukunft sein. Wer den Frieden will, sollte wissen, was im Krieg geschieht. Denn der Krieg ist dynamisch, man weiß nicht, wohin er führt. Aber er kann vermieden werden, wenn man weiß, von welchen Auseinandersetzungen kein Gewinn zu erwarten ist.

Hätten sich die Nato-Truppen auf einen Krieg in Afghanistan eingelassen, wenn die Generale gewusst hätten, dass in dieser Auseinandersetzung nur gewinnen kann, wer sich auf den Kampfstil der Schwächeren einlässt? Die Bundeswehr aber darf und kann ihren Krieg nicht nach den Grundsätzen des Terrors führen. Ihre Gegner nehmen Geiseln und erschließen sie; sie verbreiten Furcht und Schrecken und hinterlassen verbrannte Erde. Darauf können Armeen, die sich an das Völkerrecht halten und in der demokratischen Öffentlichkeit der Heimat bestehen müssen, keine Antwort geben. Der asymmetrische Krieg ist der Krieg der Schwachen, die nur gewinnen können, wenn sie die Regeln der Starken brechen.

Beatrice Heuser stellt einfache Fragen: Was geschieht mit Menschen, die in kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt sind? Folgen asymmetrische Krie-

ge eigentlich immer den gleichen Mustern? Oder variieren sie in Zeit und Raum? Ihre Antwort ist ernüchternd und klar: Konflikte zwischen Starken und Schwachen sehen schon immer ähnlichen Mustern gefolgt, geändert hätten sich allenfalls die Bewaffnung und die Intensität der Auseinandersetzungen. Alle menschlichen Faktoren seien von zeitloser Variabilität – Moral und Engagement, Disziplin und Führung, das Verhältnis zwischen der Bevölkerung und den Guerrilleros, die Beschaffenheit und Nutzung des Geländes, die Organisation des Kampfes, die Psychologie des Terrors.

Mächtige Armeen konnten sich gegen schwache Gegner stets nur mit Mühe durchsetzen. Im 17. Jahrhundert wurden die Truppen Ludwigs XIV. mit Freibeutern und Söldnern konfrontiert, die auf eigene Rechnung kämpften und sich nicht an Regeln hielten. Keine Streitmacht konnte die Befestigungsanlagen des französischen Königs erobern und schleifen. Aber man konnte seinen Truppen Nadelstiche versetzen und Tausende seiner Soldaten an einen Ort binden. So war es auch im spanischen Guerrillakrieg gegen Napoleon oder im irischen Unabhängigkeitskrieg im 19. Jahrhundert, im Kampf der französischen Bauern gegen die Ar-

mee der Revolution, der sowjetischen Partisanen gegen die Wehrmacht und in den antikolonialen Befreiungskriegen in Afrika und Asien.

Die Guerrilleros kämpften auf eigenem Terrain, sie kannten die Landschaft und verwandelten sich, wenn der Kampf vorüber war, wieder in Bauern. Schon die römischen Legionen mussten sich gegen



Beatrice Heuser: „Rebellen, Partisanen, Guerilleros“. Asymmetrische Kriege von der Antike bis heute.

Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2013. 307 S., br., 34,90 €.

Angriffe Schwächerer wehren. Als Cäsars Legionen in Britannien einmarschierten, wurden sie von kleinen militärischen Verbänden angegriffen, die ebenso schnell wieder verschwanden, wie sie gekommen waren, den Römern aber empfindliche Verluste bebrachten.

Wer die offene Feldschlacht vermeiden, aber trotzdem siegen will, muss den

Gegner zermürben. In allen asymmetrischen Kriegen kommt es für die Schwachen darauf an, dem militärisch überlegenen Gegner auszuweichen und ihn dennoch empfindlich zu schwächen. Partisanen zerstören Brücken und Schienen, attackieren Munitionsdepots und überfallen Garnisonen, wenn sie sicher sein können, nicht mit Gegenwehr rechnen zu müssen. In Afghanistan kommen Selbstmordattentäter zum Einsatz, gegen die kein militärisches Mittel hilft. Was immer Guerrilleros auch tun, sie können nur gewinnen, wenn sie die Bevölkerung entweder auf ihre Seite bringen oder sie unterwerfen.

Sie benötigen Informationen über das Gelände und über den Aufenthaltsort des Gegners, sie müssen versorgt werden, und sie brauchen Verstecke. Und dennoch ist die Rede vom edlen Volkskrieg ein Mythos. Die Guerrilleros kommen nicht ohne Gewalt aus. In Kolumbien töteten die Kämpfer der Farc auch Dorfbewohner, um zu demonstrieren, dass die Staatsmacht sie nicht schützen kann. Im Zweiten Weltkrieg töteten und folterten nicht nur die Soldaten der deutschen Sicherungsdivisionen. Auch die sowjetischen Partisanen verbreiteten Furcht und Schrecken, um die Bevölkerung einzuschüchtern und sie davon abzuhalten,

sich mit den Feinden einzulassen. In allen asymmetrischen Kriegen müssen Waffen beschafft, Schutzgelder erpresst und Kämpfer entlohnt werden. Nicht aus edlen Motiven, sondern weil es die Aussicht auf Beute und Sicherheit gibt, werden Bauern Partisanen und aus Warlords Gewaltunternehmer.

Was kann der Stärkere tun, um sich gegen den Schwächeren durchzusetzen? Wenig, fast gar nichts. Der Preis, den Armeen für den Sieg über Partisanen zu zahlen haben, ist die Verrohung ihrer Soldaten, schreibt Heuser. Nur wenn sich die Militärführer über Regeln im Kampf gegen die Guerrilla hinwegsetzen, können sie am Ende den Sieg davontragen. Sie müssen zu jenen Kriminellen werden, zu denen sie die Guerrilleros erklärt haben. Heuser beschreibt mehrere Szenarien solcher Auseinandersetzungen. Schon im Mittelalter haben Heerführer versucht, ihre Gegner einzukreisen, sie zu isolieren, Brunnen zu vergiften und Wälder zu roden, um ihnen die Lebensgrundlagen zu rauben. Die Sicherungsdivisionen der Wehrmacht umstellten die Gebiete, in denen sich die Partisanen aufhielten und zerstörten ihre Dörfer, in Vietnam setzte die amerikanische Luftwaffe chemische Entlaubungsmittel ein, um Partisanen

sichtbar zu machen. Die Engländer sperrten ihre Gegner während des Burenkrieges in Internierungslager, Lenin ließ Kosaken deportieren und die Familien aufständischer Bauern in Lager einweisen.

Der asymmetrische Krieg wird zu den Bedingungen des Schwächeren geführt: Der Stärkere kann nicht gewinnen, wenn sich die konventionellen Truppen auf den Kleinkrieg nicht einstellen, wenn sie nicht bereit sind, Furcht und Schrecken zu verbreiten und Terror mit Terror zu vergelten. Es dürfte kein Zufall sein, dass die meisten Genozide des zwanzigsten Jahrhunderts aus kleinen Kriegen erwuchsen. Sobald die Kombattanten den Entschluss gefasst haben, die Lebensgrundlagen des Gegners zu zerstören, überschreiten sie die Schwelle zum Vernichtungskrieg. Die Versuchung ist groß, den Krieg durch endgültige Lösungen zu beenden. Wer solche Lösungen nicht will, sollte sich nicht leichtfertig in militärische Auseinandersetzungen begeben, die nur durch gnadenlosen Terror entschieden werden können.

Nicht auf die Beschwörung des Weltfriedens kommt es also an, sondern auf die nüchterne Analyse des Kriegsgeschehens. Für diese nüchterne Analyse der Wirklichkeit müssen wir Beatrice Heuser dankbar sein. JÖRG BABEROWSKI